

ROBERT E. HOWARD

DIE SCHWERTKÄMPFERIN

— und andere historische Erzählungen —

Aus dem Amerikanischen von KLAUS SCHMITZ

Illustriert von TIMO WUERZ

FESTA

Einmalige Auflage Oktober 2018
Limitiert auf 500 Exemplare
Originalausgabe
Copyright © dieser Ausgabe 2018 by Festa Verlag, Leipzig
Alle Rechte vorbehalten

INHALT

Einleitung von Klaus Schmitz	7
Die Roten Kligen des Schwarzen Cathay	13
Wer den Donner sät	67
Der Schädel in den Wolken	131
Vor über 1000 Jahren	137
Lord von Samarkand	143
Timur-Lang	201
Die Schwertkämpferin	205
Klingen für Frankreich	259
Der Schatten des Geiers	295
Die Straße der Adler	359
Verschiedenes	
Fragment ohne Titel (Die Fährte Bohemunds) ..	418
Das Zeichen der Sichel	447
Mätresse des Todes	450
Nachwort von Klaus Schmitz	467
Veröffentlichungsnachweise	511



EINLEITUNG

ROBERT E. HOWARDS SCHWERTFRAUEN

von Klaus Schmitz

Auch in diesem Band mit historischen Abenteuern Robert E. Howards erwarten uns ungewöhnliche Figuren: gebrochene Recken, angewidert von den politischen Ränkespielen des Adels; tragische Helden, die ihr ganzes Sein auf dem Altar der Vergeltung opfern; Liebende, die erst zueinanderfinden, als es fast schon zu spät ist; Männer, die Zeuge von so viel Blutvergießen wurden, dass sie sich am liebsten in einem Fass voller Ale ertränken möchten; und schließlich die titelgebenden Schwertfrauen – weibliche Protagonisten, die zum Zeitpunkt ihrer Erschaffung nahezu einzigartig waren. Sie vergießen keine Tränen, zeigen keine Schwäche, benötigen praktisch nie die Hilfe anderer – und sollten sie doch einmal Unterstützung benötigen, dann ist es die Art Hilfe, die gleichwertige Waffenbrüder einander gewähren, und nicht das klischeehafte Erretten einer *damsel in distress*, einer Jungfrau in Nöten.

Die Zeit muss damals reif gewesen sein für solche Heldinnen: Im Oktober 1934 erschien die Geschichte *Black God's Kiss* der amerikanischen Autorin C.L. Moore in *Weird Tales*, die erste Story mit ihrer Protagonistin Jirel von Joiry. Jirel, so schreibt Lin Carter, selbst Verfasser einiger Conan-Pastiches, sei die erste Figur gewesen, die unmittelbar von Howards Conan-Stories

beeinflusst worden sei. Zumindest die zeitliche Abfolge legt nahe, dass Howard wenigstens teilweise von Moores Charakter inspiriert wurde, denn als im Dezember 1934 die zweite Jirel-Geschichte, *The Black God's Shadow*, in dem Magazin erschien, sandte Howard Miss Moore seine Glückwünsche und eine Kopie von *Die Schwertkämpferin*. Hatte Howard die Geschichte bereits früher geschrieben, ohne einen Versuch zu unternehmen, sie zu veröffentlichen, oder hatte er *Die Schwertkämpferin* in diesen zwei Monaten verfasst? Das werden wir wohl nie erfahren, zumindest aber ist Catherine Moores Antwort an Howard erhalten geblieben:

»Meinen Segen! Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich *Die Schwertkämpferin* genossen habe. Es kommt mir so schade vor, sie gerade an der Schwelle zu noch größeren Abenteuern zu verlassen. Das scheint mir wieder Ihr Lieblingstrick zu sein, die Tür beim Schall der Trompeten zuzuknallen! Und wir fragen uns, was wohl als Nächstes geschieht – und wie sehr wir es wissen wollen. Gibt es nicht noch mehr Geschichten über Agnès?«

Manche Howard-Forscher sehen in der Lehrerin Novalyne Price, die 1934 nach Cross Plains zog, zumindest einen Einfluss auf Howards Darstellung der willensstarken und unabhängigen Agnès, und während Mis. Price sicherlich ein bedeutsamer Faktor in Howards letzten beiden Lebensjahren war, reicht sein gelegentliches Interesse an starken Frauenfiguren weiter zurück. Bereits im Januar 1934 war *Der Schatten des Geiers* im *Magic Carpet Magazine* veröffentlicht worden, in dem die andere Schwertkämpferin dieses Bandes, die Rote Sonya, ihren ersten und einzigen Auftritt in einer Geschichte Howards hat. 1932 trat in *Wer den Donner sät* mit Elinor De Courcey eine starke Frauenfigur auf (die leider inmitten des mitreißenden Handlungsstrangs der Geschichte etwas zu kurz kommt), und sogar schon 1928 stellt

sich in *The Isle of Pirate's Doom* die Seeräuberin Helen Tavrel so vor: »Satans Teufel, wenn ich für alle Leichname geradestehen soll, die ich hinterlassen habe, dann wird das eine ermüdende Abrechnung.« Es stimmt jedoch, dass in diesen letzten Lebensjahren Howard viele interessante Frauenfiguren schuf: Bêlit in *Königin der Schwarzen Küste* (*Weird Tales*, Mai 1934), Yasmina in *Der Schwarze Kreis* (*Weird Tales*, Sep.–Nov. 1934) und die schon posthum veröffentlichte Valeria in *Aus den Katakomben* (*Weird Tales*, Jul.-Okt. 1934), um nur die bekannten Figuren aus den Conan-Geschichten aufzuzählen. Mark Finn schreibt in seiner Howard-Biografie *Blood and Thunder*:

»Die Versuchung ist groß, diese veränderten Charaktere seiner romantischen Beziehung mit Novalyne Price zuzuschreiben, aber es ist genauso wahrscheinlich, dass es Robert selbst satthatte, solche Charaktere zu Papier zu bringen. Er war nie ein Freund der übermäßig dramatischen Romantik gewesen, wie sie in Kinowestern dargestellt wurde, und er verachtete den Gebrauch unterwürfiger Frauen als Requisite in [*Weird Tales*-Autor Seabury] Quinns Geschichten. In jedem Fall war es ein erfrischender Tempowechsel.«

Tatsächlich kommen in fast allen längeren Geschichten dieses Bandes Frauen vor, die von entscheidender Bedeutung für den Verlauf der Handlung sind. Ob sie nun die Motivation des Protagonisten darstellen, über sich hinauszuwachsen, oder der Grund für seinen tiefen Fall sind, nur ihretwegen werfen Howards Helden und Antihelden alles in die Waagschale. Ihre Ränke und Komplote sind ebenso die Ursache für den Aufstieg und Fall von Imperien wie die Schwertarme der Männer.

Im Dezember 1928 schrieb Howards Freund Harold Preece einen Brief, in dem er sich recht herablassend über den Charakter der Frauen äußert:

»Frauen sind verdammt gute Schauspieler, aber verdammt schlechte Freunde.

Ein Schritt auf dem Weg meiner mentalen Emanzipation war meine völlige Ernüchterung, was nun Frauen betrifft. Frauen besitzen die Tendenz, Männer häuslich und verweichlicht zu machen; und ich glaube daher, dass sie ein Hindernis für die volle Ausprägung einer maskulinen Persönlichkeit darstellen. Es ist doch schon bedeutsam, dass diese zerbrechlichen Wesen niemals auch nur einen einzigen großen Philosophen hervorgebracht haben und dass die wirklich großen Frauen, die unsere Welt hervorgebracht hat, an den Fingern einer Hand abgezählt werden können.

Der Wankelmut einer Frau ist sprichwörtlich, tatsächlich sogar eines der großen Themen der Literatur. Eine Frau hat, ganz allgemein gesprochen, keine Vorstellung von Ehre, und auch keine Verpflichtung außer gegenüber ihrer Nachkommenschaft; und im Allgemeinen hört sie unmittelbar nach der Geburt des ersten Kindes auf, ihren Partner zu lieben.

Man sollte Frauen ihren angemessenen Platz zuweisen und sie dort lassen. Die Männer mögen ihre Rechte durchsetzen und sich nicht von Puderquasten einschüchtern oder ihren Miedern verführen lassen.«

Tatsächlich handelte es sich um ein abgekartetes Spiel von Preece und ihrem gemeinsamen Freund Tevis Clyde Smith, um Howard eine Reaktion zu entlocken. Am 16. Dezember schrieb Preece an Smith:

»Ich habe Bob eine unpersönliche Tirade über Frauen zukommen lassen, wie du erbeten hast.«

Howards Antwort ließ auch nicht lange auf sich warten. In ganzer Länge würde sie den Rahmen der Einleitung sprengen, darum seien hier nur die letzten beiden Absätze wiedergegeben:

»Und was ist mit Jeanne d'Arc und Emma Goldman? Kate Richards O'Hare und Sarah Bernhardt? Katharina der Großen und Elizabeth Barrett Browning? H.D. [Hilda Doolittle] und Sara Teasdale? Isabella von Spanien, die ihre Juwelen verpfändete, damit Kolumbus in See stechen konnte, und Edna St. Vincent Millay? Und dieser Königin, Marie war ihr Name, glaube ich, von irgendeiner kleinen Provinz – Ungarn, will ich meinen –, die so lange und erbittert mit Preußen und Russland kämpfte? [Hier meint Howard wohl Maria Theresia von Österreich, Anm. d. Übersetzers.] Und Rom – oh, auch dort ist die Liste endlos –, die meisten dort waren verherrlichte Freudenmädchen, aber lieber ein verherrlichtes Freudenmädchen als eine farblose und tugendhafte Arbeitsbiene, wie die Frauen dem Lehrbuch zufolge sein sollten.

Die Frauen sind schon immer die Inspiration der Männer gewesen, und so wie es tausend unbekannte Größen unter den Männern gibt, gab es unzählige Frauen, deren Namen nie zu den Sternen hinaufposaunt worden sind, die aber die Männer zu deren Ruhm inspirierten. Und was ihren Wankelmut angeht – solange die Männer die Literatur der Welt schreiben, werden sie über die Untreue des schöneren Geschlechts schimpfen und dabei ihre eigenen Seitensprünge vergessen. Männer sind ebenso wankelmütig wie Frauen. Frauen wurden so lange in Knechtschaft gehalten, dass es wohl kaum ihre eigene Schuld ist, wenn es ihnen an Einsicht und Bildung mangelt.«

Dies scheinen recht unkonventionelle Gedankengänge für einen 22-jährigen Texaner zu sein, in einem Land, das weniger als ein Jahrzehnt zuvor zähneknirschend seiner weiblichen Bevölkerung das Wahlrecht eingeräumt hatte. Seine Charaktere Agnès und Sonya jedenfalls sind originell genug, um berechtigten Anspruch auf den Titel dieses Bandes zu erheben, selbst wenn der größere Anteil der hier versammelten Geschichten ohne weibliche Protagonisten auskommen muss.

**DIE
ROTEN KLINGEN
DES
SCHWARZEN CATHAY**





Beim Festzug erstirbt der Hörner Klang,
Entfleucht ist der Speere Macht;
In tausend Jahren Staub versinkt
Der Banner stolze Pracht.
Die edlen Sänger verstummen jetzt,
Der Geist des Reiches verpufft.
Doch es lebt noch ein Lied im Hügelland,
Einer Rose flüchtiger Duft.
Reite mit uns auf verlorenem Weg
Bis zum fernen Hahnenschrei;
Die Schwerter gezückt für seltenen Lohn,
Die Blume von Schwarz-Cathay.

1

Der Gesang der Schwerter hallte als tödlicher Lärm im Schädel von Godric de Villehard. Blut und Schweiß verschleierten seinen Blick, und in diesem kurzen Augenblick der Blindheit spürte er, wie sich eine scharfe Spitze durch eine Verbindung seines Brustpanzers bohrte und tief in seine Rippen stach. Er schlug blindlings um sich, bis ihm ein knirschender Ruck mitteilte, dass sein Schwert das Ziel gefunden hatte. Er gönnte sich eine kurze Kampfpause, in der er sein Visier aufriss und das Rot von seinen Augen wischte. Ihm war nur ein rascher Blick vergönnt: Dabei gewahrte er flüchtig einen riesigen, zerklüfteten schwarzen Berg; einen Trupp von Kriegern in Kettenhemden, umringt von einer heulenden Horde menschlicher Wölfe; und in der Mitte dieses Trupps eine schlanke, seidengewandete Gestalt zwischen einem sterbenden Pferd und einem sterbenden Schwertkämpfer. Dann strömten die wölfischen Gestalten von allen Seiten heran, wie im Rausch ihre Waffen schwingend.

»Christus und das Kreuz!« Der alte Schlachtruf der Kreuzfahrer drang mit einem furchtbaren Krächzen über Godrics aufgesprungene Lippen. Wie aus weiter Ferne vernahm er Stimmen, die seinen Ruf aufnahmen. Gekrümmte Säbelklingen prasselten auf Schilde und Helme herab. Vor Godrics Augen verschwamm der Kreis aus rasenden, dunklen Fratzen mit ihren gesträubten, schaubefleckten Bärten. Er kämpfte, als befände er sich in einem Traum. Eine gewaltige Müdigkeit beschwerte seine Gliedmaßen. Irgendwo – wie es schien, vor langer Zeit – hatte eine schwere Axt, die an seinem Helm geborsten war, in eine alte Delle gebissen und die Kopfhaut darunter aufgerissen. Er stemmte seinen sonderbar schweren Arm hoch über den Kopf und spaltete ein bärtiges Gesicht bis zum Kinn.

»*En avant*, Montferrat!« Wir müssen uns den Weg freihauen und die Tore aufbrechen, dachte der benommene Verstand Godrics; wir können diesen Angriff nicht lange aufrechterhalten, aber wenn wir erst einmal in der Stadt sind ... nein – diese Mauern waren nicht die Mauern Konstantinopels: Er war von Sinnen. Er träumte – diese aufragenden Gipfel waren die Bergspitzen eines verlorenen und namenlosen Landes, und Montferrat und der Kreuzzug lagen verlorene Meilen und Jahre hinter ihm.

Godrics Streitross bäumte sich auf und stürzte seitwärts hin, seinen Reiter mit klirrender Rüstung zu Boden werfend. Unter den zuckenden Hufen und einem Gewitter aus Klingen kam der Ritter mühsam frei und erhob sich ohne seinen Schild, Blut aus jeder Öffnung in seiner Rüstung tropfend. Er taumelte und musste seine Kräfte sammeln; er kämpfte nicht nur gegen diese Gegner, sondern auch gegen die langen mühevollen Tage, die hinter ihm lagen – die endlosen Tage angestrengten Reitens und unablässiger Kämpfe.

Godric stieß sein Schwert empor und ein Mann starb. Ein Krummsäbel zersprang auf Godrics Helmkamm, und der

Krieger, der ihn geschwungen hatte, wurde aus dem Sattel gerissen von einer Hand, die immer noch wie Eisen war, und vergoss seine Eingeweide zu Godrics Füßen. Die anderen Gegner umkreisten ihn laut heulend zu Pferde, versuchten den Franken durch ihre schiere Überzahl zu bezwingen. Irgendwo in diesem höllischen Getöse durchdrang der Schrei einer Frau wie ein scharfes Messer die Luft. Hufgetrappel erklang wie ein plötzlicher Gewittersturm und der Druck der Gegner ließ nach. Durch einen roten Nebel sahen die getrübten Augen des Ritters, wie die wölfischen, in Pelze gekleideten Angreifer von einer plötzlichen Flut gepanzerter Reiter fortgefegt wurden, die sie über den Haufen ritten und in Stücke hackten.

Dann stiegen rings um ihn herum Männer aus dem Sattel; Männer, deren protzig versilberte Rüstungen, lange Pelzkaftane und zweihändige Krummsäbel er wie in einem Traum betrachtete. Einer von ihnen, dessen Gesicht von einem dünnen, herabhängenden Schnurrbart geziert wurde, sprach ihn in einem türkischen Dialekt an, der dem Ritter zwar schwach bekannt vorkam, doch die Bedeutung der Worte blieb ihm unverständlich. Er schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht bleiben«, sagte Godric, langsam und mit zunehmender Mühe. »De Montferrat wartet auf meinen Bericht und ich muss – reiten – nach Osten – und – das – Reich – von Priesterkönig – Johannes – finden – meine – Männer – aufsitzen ...«

Seine Stimme verstummte allmählich. Er hatte seine Männer entdeckt; sie lagen auf einem stummen Haufen, von Schwertern in Stücke gehackt. Sie waren so gestorben, wie sie gelebt hatten – mit dem Gesicht zum Gegner. Plötzlich strömte die Stärke aus Godric de Villehards Körper wie eine Flutwelle und er stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden. Der rote Nebel zog sich um ihn zusammen, aber bevor er ihn völlig umfing, sah er zwei große, dunkle Augen, die sich zu ihm herabbeugten, ungewöhnlich weich und leuchtend, und sie erfüllten ihn mit einer formlosen

Sehnsucht. In einer Welt, die trüb und unwirklich geworden war, bildeten sie die einzig greifbare Wirklichkeit, und diese Vision begleitete ihn in ein alpträumhaftes Reich der Schatten.

Godrics Rückkehr in den Wachzustand vollzog sich ebenso abrupt wie seine Ohnmacht. Er öffnete seine Augen und erblickte eine Szenerie exotischer Pracht. Er lag auf einem mit Seide bespannten Sofa nahe einem breiten Fenster, dessen Sims und Gitter aus ziselierem Gold bestanden. Der Marmorboden war mit seidenen Kissen übersät und die Wände waren da, wo es keine Muster aus Edelsteinen und Silber gab, mit Mosaiken bedeckt oder mit Wandteppichen aus Seide, Satin und Goldstoff behangen. Die Decke war eine hohe Kuppel aus Lapislazuli, von der ein Räuchergefäß an goldenen Ketten herabhing, das überall einen schwachen, verlockenden Duft verbreitete. Durch das Fenster trug eine laue Brise die Düfte von Gewürzen, Rosen und Jasmin herein, und Godric konnte im Liegen das klare Blau eines asiatischen Himmels erkennen.

Er versuchte aufzustehen und fiel mit einem überraschten Ausruf zurück. Woher kam diese seltsame Schwäche? Die Hand, die er sich vor die Augen hob, war dünner, als sie sein sollte, und ihr bronzener Farbton war verblasst. Er starrte verduzt auf die seidenen, fast weibischen Gewänder, in die er gekleidet war, und dann erinnerte er sich – die lange Suche, die Schlacht, das Gemetzel an seinen Kriegern. Sein Herz schmerzte ihn, als er sich der standhaften Treue jener Männer entsann, die er zur Schlachtbank geführt hatte.

Ein großer, dünner gelber Mann mit einem freundlichen Gesicht trat ein und lächelte, als er sah, dass Godric wach und bei Sinnen war. Er sprach den Ritter in mehreren Sprachen an, die jenem unbekannt waren, dann gebrauchte er eine, die leicht zu verstehen war – ein primitiver türkischer Dialekt, jener Bastardzunge sehr ähnlich, welche die Franken bei ihren Kontakten mit den Turkvölkern benutzten.

»Was ist dies für ein Ort?«, fragte Godric. »Wie lange habe ich hier gelegen?«

»Ihr habt viele Tage in diesem Bett zugebracht«, antwortete der andere. »Ich bin You-tai, der Heiler des Kaisers. Dies ist das himmlische Reich des Schwarzen Cathay. Die Prinzessin Yulita hat sich mit ihren eigenen Händen um Euch gekümmert, während Ihr im Fieberwahn tobtet. Nur durch ihre Fürsorge und Eure eigene wundersame natürliche Stärke habt Ihr überlebt. Als sie dem Kaiser berichtete, wie Ihr mit Eurer kleinen Truppe angegriffen habt, um sie aus den Händen der Hian-Banditen zu befreien, die ihre Wache erschlagen und die Prinzessin selbst gefangen genommen hatten, da erteilte der Himmlische den Befehl, dass nichts unversucht bleiben solle, um Euch zu retten. Wer seid Ihr, höchst edler Herr? Im Fieberwahn habt Ihr von vielen unbekanntem Völkern, Orten und Schlachten gesprochen, und Eure Erscheinung zeigt, dass Ihr von weit her kommt.«

Godric lachte, und Bitterkeit lag in seinem Lachen.

»Aye«, sagte er, »ich bin weit geritten; die Wüsten haben meine Lippen aufspringen lassen und die Berge haben meine Füße ermüdet. Ich habe Trapezunt gesehen auf meinen Wanderungen, und Teheran und Buchara und Samarkand. Ich habe auf die Wasser des Schwarzen Meers und den See der Raben geblickt. Ich bin vor über einem Jahr in Konstantinopel weit im Westen aufgebrochen und immer weiter nach Osten geritten. Ich bin ein Ritter aus der Normandie, Sir Godric de Villehard.«

»Ich habe von einigen der Orte gehört, die Ihr nanntet«, antwortete You-tai, »aber viele sind mir auch unbekannt. Esst jetzt und ruht Euch aus. In Kürze wird die Prinzessin Yulita zu Euch kommen.«

So aß Godric den seltsam gewürzten Reis, die Datteln und das gesüßte Fleisch, und er trank den farblosen Reiswein, der ihm von einem Sklavenmädchen mit flachem Gesicht und goldenen Schellen um ihre Fußgelenke gebracht wurde, und bald

schon schlief er wieder, und im Schlaf begann sich seine unstillbare Lebenskraft zu erholen.

Als er aus diesem langen Schlaf wieder erwachte, fühlte er sich erfrischt und kräftiger, und kurz darauf öffneten sich die perlenbesetzten Türen, um eine schlanke, in Seide gewandete Gestalt eintreten zu lassen. Godrics Herz hämmerte plötzlich los, als erneut der weiche, sanfte Blick dieser großen, dunklen Augen auf ihm ruhte. Mit großer Anstrengung riss er sich zusammen; war er ein Knabe, dass er vor einem Paar Augen erzitterte, selbst wenn sie das Gesicht einer Prinzessin zierten?

Er war schon so lange an die verschleierte Frauen der Moslems gewöhnt, dass ihm Yulitas cremefarbene Wangen im Zusammenspiel mit dem Rubinrot ihrer Lippen wie eine Oase in der Wüste erschienen.

»Ich bin Yulita.« Ihre Stimme war sanft, klingend und musikalisch wie das silbrige Plätschern des Brunnens draußen im Hof. »Ich wollte Euch danken. Ihr seid so tapfer wie Rostam selbst. Ich hatte solche Angst, als die Hian aus den Schluchten hervorstürzten und meine Wachen niedermachten. Ihr habt meine Hilferufe so unerwartet und kühn beantwortet wie ein Held, der aus dem Paradies herabgeschickt wurde. Es tut mir leid, dass Eure tapferen Männer getötet wurden.«

»Mir ebenso«, antwortete der Normanne mit der Unverblümtheit seines Volkes, »aber das war ihr Geschäft: Sie hätten es nicht anders gewollt und sie hätten für keine bessere Sache sterben können.«

»Aber warum habt Ihr Euer Leben riskiert, um mir zu helfen? Ich bin nicht einmal von Eurem Volk und Ihr habt mich nie zuvor gesehen«, beharrte sie.

Godric hätte so antworten können, wie es neun von zehn Rittern in seiner Lage getan hätten – indem er den Eid der Ritterlichkeit wiederholte, alle Schwächeren zu schützen. Aber Godric de Villehard blieb sich treu und zuckte mit den Achseln. »Das weiß Gott allein. Ich hätte wissen müssen, dass es unser



aller Tod sein würde, jene Horde einfach so anzugreifen. Seit ich mich nach Osten gewandt habe, bin ich Zeuge von zu viel Raub und Verbrechen geworden, um meine Männer und meine Expedition im gewöhnlichen Lauf der Dinge wegzuworfen. Vielleicht sah ich auf den ersten Blick, dass Ihr von königlichem Blut wart, und folgte dem natürlichen Instinkt des Ritters, einem Königshaus zu Hilfe zu eilen.«

Sie neigte ihren Kopf. »Es tut mir leid.«

»Mir nicht«, knurrte er. »Meine Männer wären sowieso heute oder morgen gestorben – nun haben sie ihre Ruhe. Wir sind über ein Jahr lang durch die Hölle geritten. Nun kann ihnen die Glut der Sonne ebenso wenig anhaben wie die Säbel der Türken.«

Sie stützte ihr Kinn auf ihre Hände und ihre Ellbogen auf ihre Knie, dann beugte sie sich vor, um tief in seine Augen zu blicken. Seine Sinne waren einen Augenblick lang wie benebelt. Ihre Augen wanderten über seinen mächtigen Körper und kehrten wieder zu seinem Gesicht zurück. Schmallippig, mit kalten grauen Augen versehen, weckte das sonnengebräunte, glatt rasierte Gesicht von Godric de Villehard Vertrauen und Respekt bei Männern, doch gab es nur wenig an seinem Äußeren, um das Herz einer Frau anzurühren. Der Normanne hatte die 30 noch nicht überschritten, doch sein hartes Leben hatte harte Linien in sein Gesicht gefurcht. Anstelle der Schönheit, die den Frauen zusagte, fand man in seinen Zügen die hagere Stärke des jagenden Wolfes. Seine Stirn war hoch und breit, die Stirn eines Denkers; einst hatte sein Mund freundlich gewirkt und seine Augen waren die eines Träumers gewesen. Nun jedoch waren seine Augen bitter und sein ganzes Erscheinungsbild war das eines Mannes, dem das Leben übel mitgespielt hatte – der es aufgegeben hatte, nach Gnade Ausschau zu halten oder sie zu gewähren.

»Sagt mir, Sir Godric«, sagte Yulita, »woher kommt Ihr, und warum seid Ihr so weit geritten mit so wenigen Männern?«

»Das ist eine lange Geschichte«, antwortete er. »Sie hat ihren Anfang in einem Land, das eine halbe Welt entfernt ist. Ich war ein Knabe, noch erfüllt von den hohen Idealen der Ritterlichkeit und Ehre – und ich hasste jenes sächsisch-französische Schwein, König John. Ein Weinsäufer namens Fulko von Neuilly begann zu toben und Tod und Verdammnis zu schreien, weil das Heilige Land immer noch im Besitz der Heiden war. Er heulte so lange herum, bis er das Blut von so jungen Narren wie mir in Wallung brachte, und die Barone begannen, Männer zu rekrutieren, weil sie wohl schon vergessen hatten, wie die anderen Kreuzzüge geendet hatten.

Walter de Brienne und dieser schwarzgesichtige Halunke Simon de Montfort feuerten uns junge Normannen mit Versprechen von Erlösung und türkischer Beute an, und so brachen wir auf. Bonifatius und Balduin waren unsere Anführer, und den ganzen Weg bis Venedig schmiedeten sie ihre Ränke gegeneinander.

Dort verweigerten uns die gewinnsüchtigen Venezianer ihre Schiffe und es drehte mir die Eingeweide herum, unsere Befehlshaber vor diesen Händlerschweinen auf die Knie gehen zu sehen. Schließlich versprachen sie uns Schiffe, forderten aber einen so hohen Preis, dass wir ihn nicht zahlen konnten. Keiner von uns besaß Geld, sonst wären wir überhaupt nicht zu diesem wahnwitzigen Unternehmen aufgebrochen. Wir rissen die Edelsteine von unseren Schwertknäufen und das Gold von unseren Schilden und bekamen einen Teil des Geldes zusammen und handelten schließlich aus, verschiedene Städte der Griechen einzunehmen und sie als Rest des Preises an Venedig zu übergeben. Der Papst – Innozenz III. – tobte, aber wir gingen unserer Wege und tränkten unsere Schwerter in christlichem Blut statt in dem der Heiden.

Spalato nahmen wir ein, und Ragusa, Sebenico und Zara. Die Venezianer bekamen die Städte und wir bekamen den Ruhm.« An dieser Stelle lachte Godric rau auf. Ein schneller

Blick verriet ihm, dass das Mädchen gebannt dasaß, seine Augen leuchtend. Aus irgendeinem Grund verspürte er Scham.

»Nun«, fuhr er fort, »der junge Alexis, der aus Konstantinopel vertrieben worden war, überzeugte uns, dass wir Gottes Werk verrichten würden, wenn wir den alten Angelos wieder auf den Thron setzen würden, also zogen wir dorthin weiter.

Wir nahmen Konstantinopel ohne große Schwierigkeiten ein, es verstrich jedoch nur wenig Zeit, da erwürgte das erzürnte Volk den alten Angelos und wir waren gezwungen, die Stadt erneut einzunehmen. Dieses Mal plünderten wir sie und teilten das Reich auf. De Montfort war schon lange wieder nach England zurückgekehrt, und ich kämpfte unter Bonifatius von Montferrat, der zum König von Makedonien gekrönt wurde. Eines Tages rief er mich zu sich und sagte zu mir: ›Godric, die Turkmenen fallen über unsere Karawanen her und der Handel mit dem Osten versiegt wegen der unablässigen Kriege. Nehmt Euch 100 Bewaffnete und findet mir das Königreich von Priesterkönig Johannes. Er ist ebenfalls ein Christ, und wir können vielleicht eine Handelsstrecke zu ihm aufbauen, von unser beider Nationen bewacht, und so die Karawanen schützen.‹

So sprach er, denn er war ein geborener Lügner, der nicht einmal dann die Wahrheit sprechen konnte, wenn er darauf gewettet hätte. Ich durchschaute seinen Plan und verstand sein Verlangen, dass ich dieses fabelhafte Königreich für ihn erobern sollte.

›Nur 100 Männer?‹, fragte ich.

›Ich kann nicht mehr für Euch erübrigen‹, erwiderte er, ›sonst werden Balduin und Dandolo und der Graf von Blois anrücken und mir die Kehle durchschneiden. So viele müssen reichen. Gelangt zu Priester Johannes und bleibt eine Weile bei ihm – helft ihm ein wenig in seinen Kriegen, dann sendet Reiter mit einem Bericht über Euren Fortschritt zu mir. Vielleicht kann ich Euch dann mehr Männer schicken.‹ Dann senkte er seine Augenlider auf eine Weise, die mir bekannt war.

›Aber wo liegt dieses Königreich?‹, fragte ich.

›Das ist einfach genug‹, sagte er. ›Im Osten – jeder Narr kann es finden, wenn er nur weit genug reitet.‹

Und so«, hier verdunkelte sich Godrics Gesicht, »ritt ich mit 100 schwer bewaffneten Reitern nach Osten – handverlesene normannische Krieger. Beim Satan, wir hackten uns den Weg frei! Als wir erst einmal an Trapezunt vorbei waren, mussten wir fast um jede Meile kämpfen. Wir wurden von Türken, Persern und Kirgisen angegriffen, ebenso von unseren natürlichen Feinden, der Hitze, dem Durst und dem Hunger. 100 Männer – es waren weniger als 20 verblieben, als ich aus den Schluchten herausritt und Eure Schreie vernahm. Ihre Leichname liegen zwischen den Hügeln des Schwarzen Cathay und den Ufern des Schwarzen Meeres verstreut. Pfeile, Speere, Schwerter, alle forderten ihren Zoll, aber ich kämpfte mich dennoch nach Osten.«

›Und alles für Euren Lehnsherrn!‹, rief Yulita mit funkeln- den Augen, während sie gebannt ihre Hände faltete. »Oh, das ist wie eine dieser Geschichten von Ehre und Ritterlichkeit aus dem Iran und von den Helden des alten Cathay, die mir You-tai erzählte. Es versetzt mein Blut in Wallung! Auch Ihr seid ein Held, so wie alle Männer es einst in den Tagen unserer Vor- fahren waren, mit Eurer Tapferkeit und Treue!«

Das Beißen seiner heilenden Wunden versetzte Godric einen Stich.

›Treue?‹, knurrte er. »Gegenüber diesem hinterhältigen Meuchler, Montferrat? Pah! Glaubt Ihr, ich beabsichtigte mein Leben aufzugeben, nur um ihm ein Königreich zu erobern? Er hatte nichts zu verlieren und alles zu gewinnen. Er gab mir eine Handvoll Männer und rechnete damit, den Lohn meiner Taten einzustreichen. Wenn ich scheiterte, war er immer noch ein Gewinner, denn dann wäre er einen aufsässigen Vasallen los- geworden. Das Königreich des Priesterkönigs Johannes ist ein Traum und reine Fantasie. Ich bin tausend Meilen weit einem

Irrlicht gefolgt. Ein Traum war es, der weiter und weiter in den Osten zurückwich und mich in mein Unheil lockte.«

»Und hättet Ihr es gefunden, was dann?«, fragte das Mädchen, das plötzlich leiser sprach.

Godric zuckte mit den Schultern. Es war nicht die Art des Normannen, seinen geheimen Ehrgeiz jedem beliebigen Mann oder jeder beliebigen Frau zu offenbaren, aber schließlich schuldete er diesem Mädchen sein Leben. Es hatte ihm gegenüber seine Schulden zurückgezahlt, und in seinen Augen war etwas ...

»Hätte ich das Reich des Priesterkönigs Johannes gefunden«, sagte Godric, »dann hätte ich mich darangemacht, es für mich selbst zu erobern.«

»Seht.« Yulita nahm Godrics Arm und deutete auf ein Fenster mit goldenen Gittern, dessen Vorhänge aus reiner Seide, als eine Brise sie beiseiteblies, den Anblick auf die zerklüfteten Gipfel ferner Berge freigaben, die sich gegen das strahlende Blau des Himmels drängten.

»Jenseits dieser Berge liegt das Reich desjenigen, den Ihr Priesterkönig Johannes nennt.«

In Godrics Augen leuchtete plötzlich der eroberungswillige Geist des wahren Normannen – des geborenen Eroberers, dessen Volk mit seinen Schwertern in jedem Land des Westens und des Nahen Ostens Königreiche errichtet hatte.

»Und lebt er in Palästen mit purpurnen Kuppeln, aus Gold und glitzernden Edelsteinen?«, fragte er begierig. »Sitzen, wie ich gehört habe, kundige Philosophen und Magier an seiner Seite und wirken Wunder mit den Sternen und Sonnen und den Geistern der ruhmreichen Toten? Ragt seine Stadt zwischen den Wolken empor, während ihre Turmspitzen sogar bis zu den Sternen reichen? Und sitzt ihr unsterblicher Monarch, der zu Füßen unseres wunderbaren Herrn Christus sein Wissen erlangte, auf einem elfenbeinernen Thron in einem Raum, dessen Mauern aus einem einzigen riesigen Saphir gehauen sind, und spricht dort Gericht?«

Sie schüttelte ihren Kopf.

»Priesterkönig Johannes – Wang Khan nennen wir ihn – ist sehr alt, aber er ist nicht unsterblich, er hat auch nie die Grenzen seines eigenen Königreiches verlassen. Sein Volk besteht aus Keraiten – Krits – Christen; sie leben in Städten, das ist wahr, aber ihre Häuser sind Lehmhütten und Zelte aus Ziegenhaut, und der Palast des Wang Khan selbst ist auch eine Hütte, verglichen mit diesem Palast.«

Godric sackte zurück und seine Augen wurden matt.

»Mein Traum ist verschwunden. Ihr hättet mich sterben lassen sollen.«

»Träumt erneut, Mensch«, antwortete sie, »nur träumt diesmal von etwas, das auch zu erreichen ist.«

Seinen Kopf schüttelnd blickte er in ihre Augen.

»Die Träume von einem Königreich haben mich mein ganzes Leben lang verfolgt«, sagte er. »Selbst jetzt verweilt noch der Schatten eines Traumes in meiner Seele, und ist doch zehnmal weniger zu erreichen als das Königreich von Priesterkönig Johannes.«

2

Geheime Gärten, papierne Wände,
Zerbrechlich und fremd zugleich –
Wo die sengende Wüste sich gnadenlos spannt
Bis zu Priester Johannes' purpurnem Land
Und den Toren zum Himmelreich.

– Chesterton

Die Tage vergingen und allmählich erlangte der riesenhafte Körper des normannischen Ritters seine gewohnte Lebenskraft zurück. Während dieser Tage saß er in der Kammer mit der Kuppel aus Lapislazuli oder spazierte durch die äußeren

Höfe, wo Springbrunnen wohlklingend im Schatten der Kirschbäume plätscherten und weiche Blütenblätter in einem farbenprächtigen Regen um ihn herabfielen. Der kampfvenerbarte Krieger fühlte sich in dieser Umgebung exotischer Pracht seltsam fehl am Platze, doch er war geneigt, sich hier auszuruhen und die Rastlosigkeit seiner Natur eine Weile schlummern zu lassen. Er sah nichts von der Stadt Jahadur, denn die Mauern um die Höfe waren hoch, und schließlich gelangte er zu der Erkenntnis, dass er praktisch ein Gefangener war. Er sah nur Yulita, die Sklaven und You-tai. Mit dem kleinen gelben Mann unterhielt er sich angeregt. You-tai war aus Cathay – er gehörte zum Volk von Großcathay, das weiter entfernt im Süden lag. Dieses Reich, so wurde Godric bald klar, war der Ursprung vieler Geschichten über Priesterkönig Johannes gewesen; es war ein uraltes, mächtiges, nun aber nur noch lose verbundenes Reich, das in drei Königreiche unterteilt war – Cathay, das Reich der Jin und das der Song. You-tais Gelehrsamkeit übertraf die aller anderen Männer, die Godric je gekannt hatte, und er sprach geradeheraus.

»Der Kaiser erkundigt sich oft nach Eurer Gesundheit«, sagte er, »aber ich muss Euch ehrlich sagen, es wäre zum Besten, wenn Ihr ihm zumindest eine Weile noch nicht vorgestellt werdet. Durch Eure große Schlacht mit den Hian-Banditen habt Ihr den Gefallen der Soldaten gefunden, besonders den des alten Roogla, des Generals, der die Prinzessin wie sein eigenes Kind liebt, seit er sie als Säugling auf seinem Sattel aus den Ruinen von Than schaffte, als die Naimanen die Grenze plünderten. Chamu Khan fürchtet alles, was die Armee liebt. Er fürchtet, Ihr könntet ein Spion sein. Er fürchtet nahezu alles, unser Kaiser, sogar seine Nichte, die Prinzessin Yulita.«

»Sie sieht nicht so aus wie die anderen Mädchen im Schwarzen Cathay, die ich gesehen habe«, bemerkte Godric. »Ihr Gesicht ist nicht so flach, und auch stehen ihre Augen nicht so schräg.«

»Sie besitzt iranisches Blut«, antwortete You-tai. »Sie ist die Tochter eines Mitglieds der königlichen Familie des Schwarzen Cathay und einer persischen Frau.«

»Manchmal sehe ich eine gewisse Traurigkeit in ihren Augen«, sagte Godric.

»Dann erinnert sie sich daran, dass sie bald ihre Bergheimat verlassen muss«, antwortete You-tai, der Godric dabei genau beobachtete. »Sie soll Prinz Wang Yin aus der Kaiserfamilie der Jin heiraten. Chamu Khan hat sie ihm versprochen, denn er möchte den Gefallen von Cathay finden. Der Kaiser fürchtet Dschingis Khan.«

»Wer ist Dschingis Khan?«, fragte Godric beiläufig.

»Ein Häuptling der Borjigin-Mongolen. Seine Macht ist während der letzten zehn Jahre gewaltig angewachsen. Sein Volk sind Nomaden – wilde Kämpfer, die in ihren kahlen Wüsten so wenig haben, für das es sich zu leben lohnt, dass es ihnen nichts ausmacht zu sterben. Vor langer Zeit wurden ihre Vorfahren, die Hiong-nu, von meinen Ahnen, den Khitanen, in die Wüste Gobi vertrieben. Sie sind in viele verschiedene Stämme zerfallen und kämpfen auch gegeneinander, aber Dschingis Khan scheint sie in seinen Eroberungen zu vereinen. Ich vernehme sogar haarsträubende Geschichten, dass er vorhat, die Lehnsherrschaft Cathays abzuschütteln, und gegen seine eigenen Herren Krieg führen will. Aber das ist Narretei. Mit unserem kleinen Königreich verhält es sich jedoch anders. Auch wenn die Hia und die Keraiten zwischen Chamu Khan und den Borjigin leben, ist Dschingis Khan doch eine echte Bedrohung für unser Bergkönigreich.

Das Schwarze Cathay ist zu einem eigenen Königreich herangewachsen, eingepfercht in Festungen, in denen seit einer Ewigkeit kein Gegner mehr an es herankam. Es besteht mittlerweile weder aus Türken noch Chinesen, sondern bildet seine eigene Nation mit eigenen Traditionen. Es hat nie irgendwelche Bündnisse zu seinem Schutz benötigt, nun aber ist es von den langen

Jahren des Friedens weich und degeneriert geworden. Sogar Chamu hat seine Schwäche erkannt und versucht sein Haus mit den Jin von Cathay zu verbünden.«

Godric dachte darüber eine Weile nach. »Es möchte scheinen, Jahadur sei der Schlüssel zum Schwarzen Cathay. Diese Mongolen müssen erst einmal jene Stadt einnehmen, um ihre Eroberungen zu sichern. Ohne Zweifel wimmeln ihre Mauern von Bogenschützen und Speerkämpfern.«

You-tai spreizte hilflos die Hände. »Niemand weiß, was im Kopf Chamu Khans vor sich geht. Es gibt kaum 1500 Krieger in der Stadt. Chamu hat den stärksten Teil unserer Armee – eine Abteilung berittener Türken aus dem Westen – in einen anderen Teil des Reiches geschickt. Warum, weiß niemand. Ich bitte Euch, rührt Euch nicht aus dem Hof, bis ich Euch Bescheid gebe. Chamu Khan hält Euch für einen Spion von Dschingis Khan, fürchte ich, und es wäre am besten, wenn er Euch nicht zu sich holen lässt.«

Aber Chamu Khan sandte nach Godric, kaum dass einige Tage verstrichen waren. Der Kaiser gewährte ihm eine Audienz, nicht im Thronsaal, sondern in einer kleinen Kammer, wo Chamu Khan wie eine große fette Kröte auf einem seidenen Diwan kauerte, bedient von einem großen schwarzen Stummen mit einem zweihändigen Krummsäbel. Godric verbarg die Verachtung in seinen Augen und beantwortete geduldig die Fragen Chamu Khans hinsichtlich seines Volkes und seines Heimatlandes. Er staunte, wie absurd doch die meisten dieser Fragen klangen, und über die offensichtliche Dummheit und Ignoranz des Kaisers. Der alte General Roogla, ein wilder Geselle mit einem grimmigen Schnurrbart und breiter Fassbrust, war ebenfalls anwesend. Zwar sagte er nichts, doch seine Augen wanderten abschätzend von der fetten hilflosen Masse Fleisch und Hochmut auf den Kissen zu dem aufrechten, breitschultrigen Körper und dem harten, vernarbten Gesicht des Franken.

Chamu Khan beobachtete das aus dem Augenwinkel, aber er war kein vollkommener Narr. Er sprach liebenswürdig mit Godric, der argwöhnische Normanne jedoch, der den Umgang mit Herrschern gewohnt war, spürte, dass sich zu dem Gefühl des Kaisers, ihm verpflichtet zu sein, ein gewisses Missfallen gesellt hatte, und dieses Missfallen war mit Furcht gepaart. Chamu fragte ihn plötzlich nach Dschingis Khan und beobachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen. Die Ehrlichkeit in der Antwort des Ritters überzeugte Chamu offenbar, denn ein Schatten der Erleichterung glitt über sein fettes Gesicht. Schließlich, entschied Godric, war es nur natürlich, dass ein Kaiser Misstrauen gegenüber einem Fremden in seinem Reich hegte, besonders gegenüber einem so kriegerischen wie dem Normannen.

Am Ende des Gespräches legte Chamu eine schwere goldene Kette mit seinen eigenen dicklichen Fingern um Godrics Hals. Danach ging Godric zurück in seine Kammer mit der Kuppel aus Lapislazuli, zu den Kirschblüten, die in grellbunten Wolken von den windgeschüttelten Bäumen herabregneten, und den müßigen Spaziergängen und Unterhaltungen mit Yulita.

»Es scheint merkwürdig«, sagte er eines Tages unvermittelt, »dass Ihr dieses Land verlassen und in ein anderes gehen sollt. Irgendwie kann ich nicht anders von Euch denken als wie von einem zarten Mädchen, das ewig unter diesen blütenbeladenen Bäumen dahinschreitet, während die verträumten Springbrunnen plätschern und die Berge des Schwarzen Cathay sich zum Himmel erheben.«

Sie atmete schwer und wandte ihr Gesicht ab, als hätte er sie verletzt.

»Es gibt auch in Cathay Kirschbäume«, sagte sie, ohne ihn anzublicken. »Und auch Springbrunnen – und prächtigere Paläste, als ich je gesehen habe.«

»Aber es gibt keine solchen Berge«, erwiderte der Ritter.

»Nein.« Ihre Stimme war leise. »Es gibt keine solchen Berge – auch nicht ...«

»Auch nicht was?«

»Keinen fränkischen Ritter, der mich vor Banditen rettet«, platzte es mit fröhlichem Lachen aus ihr heraus.

»Den wird es hier auch nicht mehr lange geben«, sagte er düster. »Es naht die Zeit, in der ich mich wieder auf den Weg machen muss. Ich gehöre einem rastlosen Volk an und ich habe hier schon zu viel Zeit vertrödelt.«

»Wohin werdet Ihr gehen, o Godric?« Hatte sie plötzlich nach Luft geschnappt, bevor sie sprach?

»Wer weiß?« In seiner Stimme klang die uralte Bitterkeit mit, die schon seine heidnischen Wikingervorfahren kannten. »Die Welt liegt vor mir – aber selbst die ganze Welt mit ihren schimmernden Meilen von See oder Sand kann den Hunger in mir nicht stillen. Ich muss weiterreiten – das ist alles, was ich weiß. Ich muss reiten, bis die Raben meine Knochen abpicken. Vielleicht werde ich zurückreiten und Montferrat mitteilen, dass sein Traum von einem östlichen Reich eine Seifenblase war, die nun geplatzt ist. Vielleicht werde ich weiter nach Osten reiten.«

»Nicht nach Osten.« Sie schüttelte ihren Kopf. »Die Raben sammeln sich im Osten und dort steht eine rote Flamme, die die Nacht erbleichen lässt. Wang Khan und seine Keraiten sind vor den Reitern Dschingis Khans gefallen, und Hia ist unter seinem Angriff ins Taumeln geraten. Auch das Schwarze Cathay ist dem Untergang geweiht, wie ich fürchte, falls uns die Jins nicht zu Hilfe kommen.«

»Würde es Euch kümmern, wenn ich fiele?«, fragte er neugierig.

Ihre klaren Augen versuchten ihn zu ergründen.

»Würde es mich kümmern? Es würde mich sogar kümmern, wenn ein Hund stirbt. Sicherlich würde es mich dann auch kümmern, wenn ein Mann fiele, der mein Leben gerettet hat.«

Er zuckte seine mächtigen Schultern. »Ihr seid freundlich. Ich reite heute noch. Meine Wunden sind schon lange verheilt. Ich kann mein Schwert wieder heben. Dank Eurer Fürsorge bin

ich so stark wie eh und je. Dieser Ort war ein Paradies – doch ich bin von rastlosem Blut. Mein Traum eines Königreiches ist zerschmettert und ich muss reiten – irgendwohin. Ich habe von den Sklaven und You-tai viel über diesen Dschingis Khan und seine Häuptlinge gehört. Aye, von Subotai und Chepe Noyon. Ich werde ihm mein Schwert leihen ...«

»Und gegen mein Volk kämpfen?«, fragte sie.

Sein Blick wich ihren klaren Augen aus. »Es wäre die Tat eines Hundes«, murmelte er. »Aber was wollt Ihr? Ich bin ein Söldner – ich habe für und gegen dieselben Menschen gekämpft, seit ich nach Osten geritten bin. Ein Krieger muss sich die Seite des Gewinners aussuchen. Und Dschingis Khan ist, nach allem, was ich gehört habe, ein geborener Eroberer.«

Ihre Augen blitzten auf. »Die Menschen Cathays werden eine Armee aussenden, um ihn zu zermalmen. Er kann Jahadur nicht einnehmen – was wissen seine in Pelze gehüllten Viehtreiber schon von befestigten Städten?«

»Wir waren nur eine nackte Horde vor Konstantinopel«, murmelte Godric. »Aber der Hunger trieb uns an und die Stadt fiel. Dschingis und seine Männer sind hungrig. Ich habe Männer seines Schlages kennengelernt. Euer Volk ist fett und träge. Dschingis wird es wie Schafe niederreiten.«

»Und Ihr werdet ihm helfen«, gab sie zornig zurück.

»Der Krieg ist ein Männerspiel«, sagte er rau. Die Scham ließ seinen Tonfall härter erscheinen. Dieses schlanke Mädchen mit seinen klaren Augen, so unwissend und unschuldig hinsichtlich des Laufs der Dinge, rührte an alten Träumen von idealistischer Ritterlichkeit tief in seiner Seele – Träume, die er in der grimmen Notwendigkeit des Lebens schon lange verloren geglaubt hatte. »Was wisst Ihr schon vom Krieg und der Niedertracht der Menschen? Ein Krieger muss seine Lage so gut verbessern, wie er nur kann. Ich habe es satt, für verlorene Zwecke zu kämpfen und im Gegenzug nur harte Schläge zu empfangen.«

»Was, wenn ich Euch bitten würde – Euch anflehen würde?«, hauchte sie und beugte sich vor.

Eine plötzliche Flutwelle des Wahnsinns brachte ihn ins Taumeln.

»Für Euch«, brüllte er unvermittelt wie ein verwundeter Löwe, »würde ich alleine gegen die Jurten der Mongolen reiten und sie in den roten Boden trampeln, und die Köpfe von Dschingis und seinen Khanen würde ich in einem Bündel an meinem Sattelknauf hierher zurückbringen!«

Sie wich zurück, ein Keuchen entfuhr ihr angesichts seiner plötzlich entfesselten Leidenschaft, doch er packte sie in einer unbewusst groben Umarmung. Sein Volk liebte auf dieselbe Art, wie es hasste, heftig und brutal. Er hätte nicht für alles Gold Cathays ihre zarte Haut verletzt, doch seine eigene Wildheit hatte ihn überwältigt.

Da brachte ihn eine unerwartete Stimme ins Hier und Jetzt zurück, er gab das Mädchen frei und wirbelte herum, bereit, gegen die ganze Armee des Schwarzen Cathay zu kämpfen. Der alte Roogla stand keuchend vor ihnen.

»Meine Prinzessin«, krächzte er, »die Höflinge von Groß-Cathay – sie sind gerade angekommen ...«

Sie wurde so weiß und kalt wie eine Statue.

»Ich bin bereit, o Roogla«, flüsterte sie.

»Bereit, zum Teufel!«, brüllte der alte Soldat. »Nur drei von ihnen haben die Tore von Jahadur durchschritten, und diese verbluten vor unseren Augen! Ihr werdet nicht nach Cathay gehen, um Wang Yin zu heiraten. Jedenfalls nicht im Augenblick. Und Ihr werdet Euch glücklich schätzen können, wenn Ihr nicht an den Haaren in Subotais Jurte geschleppt werdet. In den Hügeln wimmelt es von Mongolen. Sie haben den Wachposten in den Pässen die Kehle durchgeschnitten und die Kuriere aus Cathay überfallen. In einer Stunde werden sie – die ganze Horde heulender Teufel – an den Toren von Jahadur selbst stehen. Chamu Khan veranstaltet Bocksprünge wie ein

Dämon mit einer Hornisse in seinem Khalat. Wir können Euch nicht von hier fortschicken – Dschingis hält alle Pässe ringsherum besetzt. Die westlichen Türken würden Euch vielleicht Zuflucht gewähren, doch wir können nicht zu ihnen gelangen. Uns bleibt nur noch eines übrig, und das ist, die Stadt zu halten! Aber mit diesen fetten, parfümierten, Wein saufenden Hunden, die sich selbst Soldaten nennen, müssen wir schon Glück haben, um auch nur einen einzigen Schlag zu unserer Verteidigung zustande zu bringen ...«

Yulita wandte sich mit ruhigem Blick an Godric.

»Dschingis Khan steht vor unseren Toren«, sagte sie. »Geht zu ihm.« Damit wandte sie sich ab und schritt hastig durch eine nahe Tür.

»Was hat sie damit gemeint?«, fragte der alte Roogla stauend.

Godric stieß ein tiefkehliges Knurren aus. »Bringt mir meine Rüstung und mein Schwert. Ich werde diesen Dschingis Khan suchen – aber nicht so, wie sie es dachte.«

Roogla grinste und seine Barthaare sträubten sich. Er verpasste Godric einen Hieb, der einem geringeren Mann die Sinne geraubt hätte.

»Hei, Wolfsbruder!«, brüllte er. »Wir werden Dschingis doch noch einen echten Kampf bieten! Wir werden ihn zurück in die Wüste jagen, wo er seine Wunden lecken soll, wenn wir wenigstens drei Mann in unserer Armee vom Fliehen abhalten können! Sie können hinter uns stehen und uns Waffen anreichen, wenn wir unsere Schwerter und Äxte am Feind zum Bersten bringen; wenn wir die Toten der Mongolen so hoch türmen werden, dass die Frauen auf unseren Wehrgängen ihnen ins Gesicht blicken können!«

Godric lächelte dünn.